

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 18 (1928)
Heft: 29

Artikel: Fräulein Stöcklins glücklicher Sommer
Autor: Hofstetter, Klara
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-644660>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Musik und Buchhandel, die große Halle für Hilfsmittel, das Terrassen-Restaurant der Hoteliers (mit 300 Sitzplätzen), die Kantine zur Verpflegung des Personals, die Halle für die Landwirtschaft und daran anschließende Trachtenabteilung, die große Chüechlwirtschaft, der Emmentaler Speicher, das Baselieterhaus mit Bauerngarten, das Chalet der Freundinnen junger Mädchen, das Berner Oberland-Haus, die Schweinehaltung, der Pavillon der Abstinenter Frauen und der Rundbau „Gas im Haushalt“ gruppieren. Dieser Teil der Ausstellung ist durch den Nebeneingang von der Kleinen Enge aus bequem erreichbar.

Wie man sieht, hat die „Saffa“-Leitung auf gute und ausreichende Verpflegung ihrer Gäste vorzüglich Bedacht genommen. Die Frauen, als die Hüterinnen der Gastlichkeit, wollen niemanden hungern und dürsten lassen. Ueber die Inhalte der einzelnen Ausstellungsgruppen zu referieren, wird nach Eröffnung der Ausstellung noch Zeit genug sein.

Mehr als ein Jahr lang ist nun in den führenden Kreisen der Schweizerfrauen und in Tausenden von Ateliers, Nähstuben und stillen Kemenaten, am Schreibpult oder Nähstisch, für die Organisation und die Ausstellungsgruppen gearbeitet worden. Eine Unsumme von Denz- und Handarbeit ist vielfach zur gewohnten häuslichen und beruflichen Pflichtarbeit hinzu geleistet worden; dies aus lauter Freude am Unternehmen und Begeisterung für eine gute Sache. Es soll uns nicht verwundern, wenn mit dem Eröffnungstag am 25. August laute Feststimmung einziehen wird in die weibliche Hälfte des Schweizervolkes. So rüstet man sich in Bern schon zu einem farbenreichen Festzug am Samstag nachmittag und Sonntag vormittag, den 25. und 26. August, der das frohe Getriebe auf dem Ausstellungsplatz selbst schwungvoll einleiten soll.

Hier folgen sich dann Tag für Tag die Versammlungen, Zusammenkünfte und Tagungen der Frauenverbände, denen die festliche Note auch nicht fehlen wird. Konzerte mit Chor- und Solovorträgen werden dieses Fest der Frauenarbeit verschönern; die Turnerinnen werden auf dem Neufeld-Sportplatz und im Kongressaal ein intressiertes Publikum mit ihren Darbietungen erfreuen.

Und die Männer? Haben die an der „Saffa“ auch Zutritt? Oder wollen diesmal die Frauen ganz allein ohne das „Starke Geschlecht“ auskommen? Wir können verraten, daß diese Absicht nicht vorliegt und daß sich in keiner Weise irgend eine männerfeindliche Tendenz in der Unternehmung zur Geltung bringen will. Im Gegenteil, alle Männer — einzelne und in Verbänden — sind zum Besuche herzlich eingeladen. Je mehr, desto lieber. Schon um der Kasse willen. Die Frauen sind in finanziellen Dingen etwas ängstlich, und es ist zu vermuten, daß die Leiterinnen wohl erst dann sich eines ruhigen Schlafes erfreuen werden, wenn die Millionen auf der Debet-Seite zu einem unschuldigen Nichts zusammengeschmolzen sind und in der Kasse sich die Ueberschüßzahlen ganz still zu summieren beginnen. Wir möchten der „Saffa“ ein gutes Resultat gönnen, um so mehr, als der Ueberschüß zur Verbesserung der beruflichen Lage der Frauen bestimmt ist, die vielerorts noch sehr zu wünschen übrig läßt.

Da uns bis zur Eröffnung der Ausstellung noch reichlich Gelegenheit geboten ist, unsere Leser über die Einzelheiten der Schau zu unterrichten, können wir diesen einleitenden Hinweis hier schließen.

Das „Saffa“-Unternehmen darf als eine mutige Tat der Selbsthilfe unserer Schweizerfrauen eingeschätzt werden. Der so kraftvoll bezeugte Wille, zu lernen und sich im Beruf und Leben tüchtiger zu machen, fordert Achtung und Beachtung. Und da die Frau mit den Männern durch ihre Familien in unserem Volke noch schicksalverbunden sind, bedeutet ein gutes Gelingen der Ausstellung die Förderung und Mehrung des Wohles des ganzen Schweizervolkes. Die

„Saffa“ ist eine gemeinschweizerische Angelegenheit, und wir wünschen ihr darum aus vollem Herzen einen guten Erfolg.

H. B.

Fräulein Stöcklins glücklicher Sommer.

Gedankenvoll stand das hagere, schon etwas ältliche Fräulein vor ihrem Abwaschbecken, und während die Hand mit dem Lappen etwas weniger sorgfältig als das dünne Porzellan es verdient hätte, in einer Teetasse herumfuhr, glitten die Augen nachdenklich den Küchenwänden entlang. Ein recht unterhaltendes Fries zog sich da in Kopfhöhe hin, ein ungewöhnlicher Wandschmuck, der einen beträchtlichen Teil in Fräulein Stöcklins Leben auszufüllen wußte. Es präsentierten sich da nämlich, sorgfältig aus Mode- und Reklamezeitungen ausgeschnitten und aneinandergereiht, Dämchen, in seidnen Gesellschaftskleidern blasiert lächelnd, in Pelzwerk verfroren aussehend oder als elegante Sportlerinnen Eindruck machend. Es flirteten da auch Badfische, geziert in ihrem ersten Ballkleid oder burchikos im Tenniskostüm. Dazwischen tummelten sich Kinder in Spielhosen und Ruffen Kitteln. Und unter jedem der Modelle stand als Merkwort ein Name. Nicht Namen, wie Kreti und Pleti in unserm Land sie trägt, waren es. Nein, solche exotischen und romantischen Wesens, solche, bei deren Klang sich von fremden Landschaften oder auch von vornehmerm Leben träumen ließ. Und um dieser Namen willen hing die ganze blasierte Gesellschaft da. Fräulein Stöcklin errotete und gab ungern Auskunft, wenn jemand sie über den seltsamen Wandschmuck befragte; denn es war das ihre heimliche Passion, die Schwärmerei für wohlklingende, vornehmtonende Namen. Einen guten Teil ihres Denkens und Träumens widmete sie dieser Leidenschaft. Und wenn sie in der stillen Tageszeit, in der die Leute auf dem Felde arbeiteten, in ihrem Stübchen saß und die Puppen ihres kleinen Kramladens mit Selbstgenähtem und -gestricktem austaffierte, so taufte sie sie auch alle in Gedanken auf die schönsten und wohlklingendsten Namen, die sie wußte. Wie sie sich herausuchen konnte an einem Ingrid oder Edeltraut oder Victorie! Und jeden Tag beim Besorgen der Küchengeschäfte war es ein neues, köstliches Wohlklangauskosten und Auswählen und Obenanstellen des schönsten Namens. Jeder hatte seine Zeit, und die Ideale schwankten. Manchmal überwogen die nordischen, manchmal die südlichen, manchmal die russischen oder die spanischen Wohlklänge. Jetzt eben, da der Waschlappen immer noch unnütz im Teegeschirr herumfuhr, pendelten die Gedanken hin und wider zwischen Consuelo und Antonietta, und der Entscheid war schwer. Aber er wollte doch eben zugunsten Antoniettas ausfallen, als ein schrilles Klingeln Fräulein Stöcklin aus ihren Träumen riß und so einen endgültigen Entschluß vereitelte. Es war die Glode des Kramladens, dessen Besitzerin das alte Fräulein war, das nun eilig die Küchenschürze ablegte, die Hände trocknete und die paar Stufen hinunterschrift, die von der kleinen Wohnung ins Verkaufslokal führten. Fräulein Stöcklin war nicht gewohnt, um diese Zeit Kunden zu sehn. Es war auch nicht einer der einheimischen Bergler, der durch die geöffnete Tür trat. Hochgewachsen, mit scharfem Gesicht, in karrierter Hose und schottischer Mütze, die kurze, gerade Pfeife zwischen den Zähnen, ließ sich der Eintretende als Engländer einschätzen. Mit der linken Hand hielt er die eine Seite seiner Hose fest, mit der rechten deutete er auf den freibaumelnden Hofenträger und fragte etwas verlegen und nach dem richtigen Ausdruck suchend: „Verkaufen Sie auch boutons — Knöpfe?“ Wie Fräulein Stöcklins Gesicht strahlte! Nun konnte sie doch wieder einmal ihr Englisch anwenden, das in dem einsamen Bergnest, in das das Schicksal sie verschlagen hatte, unbenützt und unbrauchbar langsam ins Vergessen geriet. Wozu war sie denn zwei Jahre als Volontärin in London gewesen? Wozu hatte sie während mancher Saison im feinsten Basar

in St. Moritz vornehme Engländer bedient? Dieser Herr gehörte sicher auch der vornehmen Gesellschaft an. Wenigstens rauchte er vom besten englischen Tabak. Fräulein Stöcklins Nase hatte in guten Jahren wohl gelernt, unter solcher Art von Wohlgerüchen fein zu unterscheiden. So suchte sie denn ihre schon etwas schimmelig gewordenen Sprachkenntnisse zusammen, pries ihre Hosenträger an und schleppete dem abwehrenden Kunden fast zitternd vor Aufregung einen ganzen Stoß Schachteln herbei. Der Engländer seinerseits war äußerst erfreut und überrascht, in dem hoch über dem Tal gelegenen Bergdorf eine Person zu finden, die seine Muttersprache kannte. Er stellte sich vor als Kunstmalers Hill aus London, der sich in dem einfachen Gasthaus des Dorfes einquartiert hatte, um dem Hotelbetrieb zu entgehen und einmal ungestört einen Sommer lang in der Schweiz malen zu können. Fräulein Stöcklin fand sich bald wieder in der ungewohnten Ausdrucksweise zurecht, und wo ihre Kenntnisse nicht ausreichten, halfen Gesten und das leidliche Deutsch des Engländers. Ein fröhliches Plaudern über gemeinsam Bekanntes aus London brachte die beiden einander rasch näher, und als Mr. Hill beim Abschied noch Nadel und Faden zu kaufen verlangte, um sich die Knöpfe selbst annähen zu können, schien es Fräulein Stöcklin fast selbstverständlich, sich anzubieten, dieses Geschäft zu besorgen. Nachher war sie zwar selber über sich erschrocken, und puterrot vor Verlegenheit über die enge Annäherung, nähte sie die Knöpfe mit so weit als möglich ausgestreckten Armen an. Aber des Engländers unbefangenes Plaudern gab ihr bald wieder sichern Halt.

Von nun an war Mr. Hill täglicher Gast im kleinen Kramladen. Er kam, um Schuhbündel oder Seife, Karten oder Schokolade zu kaufen, und Fräulein Stöcklin bestellte extra feinetwegen vom besten englischen Tabak. Manchmal wollte er auch einfach plaudern. Sie unterhielten sich über das Wetter, über das Dorf, über London, über die neuesten Weltgeschichten, die er ihr aus dem „Daily Mail“ vorlas. Sie und da zeigte er ihr auch eines seiner Aquarelle. Und mehr und mehr wurde es zwischen ihnen wie zwischen alten Freunden. Als Mr. Hill zufällig erfuhr, daß Fräulein Stöcklins Geburtstag auf Ende August fiel, brachte er ihr auf diesen Tag einen prächtigen Rosenstrauß und eine Torte, die sie gemeinsam zum Tee verpeiften.

Fräulein Stöcklin befand sich all diese Zeit über in einer seltsamen Stimmung. Sie wußte selbst nicht, was es war; aber sie spürte etwas Weiches, Liebevolles und Mütterliches täglich in sich wachsen. Sie, die eigentlich jede Forderung ans Leben längst aufgegeben hatte, spürte auf einmal wieder ein Sehnen nach werden und ein ganz un-

gebärdiges, frühlingstürmisches Drängen. Eines Tages er- tappte sie sich über dem Gedanken, daß ja wohl Jung- verliebten so zumut sein müsse. Sie wehrte sich gegen diese Erkenntnis; denn sie war zu vernünftig, um nicht zu wissen, daß sie sich mit solchen Füllensprüngen lächerlich machen würde. Aber dies neue Erleben war zu süß, als daß sie gänzlich darauf hätte verzichten können; und so gestattete sie sich doch wenigstens für den täglichen Gast ein wenig Eitelkeit, eine sorgfältigere Pflege ihres Aeußern, ein wenig Buß für ihre lange, hagere Persönlichkeit. Und so erlaubte sie sich auch, wenn sie bei ihren Puppen saß, Augenblicke des Träumens, Augenblicke, in denen sich die leblose Zelluloid- gesellschaft in eigene, lebendige Kinder verwandelte. Da kam denn auch ihr Stedenpferd, das jetzt eine Zeitlang ein wenig im Hintergrund hatte stehen müssen, wieder zur Geltung. Fräulein Stöcklin konnte sich nicht genug tun am Herausuchen schöner Namen, und sie hätte mindestens zwei Duzend Sprößlinge besitzen müssen, um auch nur die aller- wohlköndesten ihrer Lieblinge verwenden zu können. Es standen in dieser Zeit besonders englische Namen an der Spitze. Und es erwachte jetzt auch wieder ein altes Unbe- hagen, dessen sie sich eigentlich schämte, das sie aber doch nie ganz hatte verwinden können, nämlich das, daß sie selber Rosa hieß, nur Rosa, wie jede gewöhnliche Magd. Immer wieder sagte sie sich, wie viel besser doch Roswita, Rosa- munde oder Rosalinde klingen würde. Und in einer müßigen Stunde malte sie sich sogar Visitenkarten mit dieser roman- tischen Umtaufe. Aber nachher warf sie sie doch energisch ins Feuer und verbannte ähnliche Gedanken als ihrer un- würdig.

Und so glitten denn die Tage dieses Sommers vor- über, voll stillen Glücks und heimlichen Träumens. Fräulein Stöcklin machte sich keine Illusionen. Sie wußte, daß sie ihr Leben als altes Mädchen zu Ende leben würde. Aber ein frühlinghaftes Gefühl, ein gewisses Warten und glück- liches Gespanntsein hielten doch an.

Dann kam ein goldener Oktobertag. Ein Wagen, auf dem über Koffern eine Staffelei thronte, fuhr dem Tale zu, und im Kramladen stand gerührt Mr. Hill, um für treue Freundschaft zu danken und Abschied zu nehmen. Und Fräulein Stöcklin bürtete zum letztenmal ihrem Freund den Mantel und schob ihm die letzten Päckchen ihres englischen Tabaks in die Tasche. Dann sah sie ihn, am Gartenzaun stehend, den Weg hinuntereilen. Und es war ihr, als sei ein warmes Licht in ihr erloschen und als gähne nun eine schmerzliche Leere. Und still ging sie ins Haus, einem wehen Altjüngfernleben entgegen.

Klara Hoffketter.

Die Tat der Maria Belbamer.

Roman von Kurt Martin.

(2. Fortsetzung).

— Sollte das Julius Hombrecht betreffen? —

Und las:

„Ein grauenvolles Verbrechen wurde während der letzten Nacht im Schnellzug D 146 auf der Fahrt nach Hamburg verübt. Grauenvoll vor allem deshalb, weil ein junges Mädchen das Furchtbare beging. Als etwa eine halbe Stunde vor der Ankunft in Hamburg zwei Schaffner des D-Zugs durch den Gang der Wagen schritten und zu dem letzten Wagen des Zuges kamen, sahen sie — während alle anderen Schiebetüren geschlossen und die Vorhänge an den Fenstern der verdunkelten Abteile zugezogen waren — die Tür eines Abteils erster Klasse offenstehen und darin im Abteil eine Frau erschreckt emporfahren, die sich über einen anderen Menschen gebeugt hatte, der lang ausgestreckt auf den Pol- stern lag.

Den Beamten kam das Verhalten der Frau verdächtig vor. Sie traten hinzu und gewahrten plötzlich auf dem

Fußboden einen Dolch. Einer der Schaffner schaltete das Licht ein, und sie sahen, daß der Dolch blutbesudelt war. Die Frauensperson lehnte stöhnend am Fenster und hielt die Rechte krampfhaft um einen Gegenstand gepreßt. Auf dem Polster aber lag ein Toter, das Opfer eines Ver- brechens.

Auf Befragen gab die Frauensperson zu, den Mann erdolcht zu haben. In ihrer Rechten fanden die Beamten die Uhr des Toten, die die Mörderin dem Manne rauben wollte. Das Zugpersonal bemühte sich, das Verbrechen vor den vielen zumeist schlafenden Fahrgästen geheim zu halten, und das ruhige Verhalten der Mörderin ermöglichte diese Absicht.

In Hamburg wurde sogleich die Kriminalpolizei ver- ständigt und die Frauensperson verhaftet. Das Opfer dieses grauenvollen Raubmordes ist der bekannte Fabrikant Julius Hombrecht. Die Mörderin heißt Maria Belbamer; sie ist